Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 62 (1966)

Heft: 3-4

Artikel: Strukturlinien des baslerischen Pietismus

Autor: Weidkuhn, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-116190

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Strukturlinien des baslerischen Pietismus

Von *Peter Weidkuhn*

«Hic Basilea, hic Civitas Dei!» –
«Es ist an wenigen Orten so viel Geld
beisammen wie hier.»[1]

Wenn Historie und Psychologie aufeinander stossen, so betrachten sie sich meist nicht ohne gegenseitiges Missbehagen. Begegnen sie einander aber in Liebe, so nimmt die Ehe meist ein bedenkliches Ende. So scheitert Freud als Psychologe, wenn er den Ursprung des Oedipuskomplexes historisierend in ein mythisches Archaikum verlegt[2]. Nicht besser ergeht es dem Historiker, wenn er im Bewusstsein des Ungenügens der rein historischen Methode sich anschickt, zur Erklärung der Geschichte die Schattengestalten des Unbewussten zu berufen. Ein hübsches Beispiel dafür bietet Rolf Hartmann, wenn er die geistigen Voraussetzungen der Selbstdarstellung des Pietisten umreisst, wie sie bei der Abfassung der Leichenrede sichtbar werden. Er sagt:[3]

> Dass der Pietist bei der Abfassung seiner Personalien kaum einen Blick wirft auf die Welt, in der er lebt, dass er das, was ihn umgibt, fast völlig ausser acht lässt, um statt dessen sein eigenes Inneres zu belauern, in sich hineinzuhorchen und auf die geheimsten und leisesten Regungen in seiner Brust einzugehen, entspricht seiner Veranlagung, derjenigen seelischen und geistigen Disposition, deren Vorhandensein eben dafür, dass er sich zum pietistischen Christentum hingezogen fühlen kann, erst die Voraussetzung bildet; Pietist zu sein ist ein Schicksal, das in der Sphäre der eigenen Emotionalität begründet liegt.

Man wird Hartmann zugute halten, dass in dem von ihm bearbeiteten Material vor allem diese sensitiv-introvertierte Spielart des Pietismus überwiegt. Dies rührt aber nicht etwa daher, dass vor allem Pietisten Leichenreden verfassen, sondern daher, dass angesichts des Todes jeder Christ, er sei nun Pietist oder nicht, von der Welt sich abkehrend Einkehr hält. Niemals ist Emotionalität *die* Voraussetzung einer geistigen Haltung; der religiöse Traditionskreis[4], dem das betreffende In-

---

[1] Nachweis bei Rolf Hartmann, Das Autobiographische in der Basler Leichenrede: Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 90 (Basel und Stuttgart 1963) 5 Anm. 1 und 101.

[2] Sigmund Freud, Totem und Tabu (Fischer-Bücherei, 147, Frankfurt a/M und Hamburg 1961) 158ff.

[3] Hartmann (wie Anm. 1) 123f. – Hartmanns Buch ist eine jener seltenen Fundgruben zu einer Volkskunde des Protestantismus; es befasst sich mit einem wichtigen Sektor der Volkskultur des protestantischen Basler Bürgertums vom 17. bis 19. Jahrhundert.

[4] Richard Weiss, Volkskunde der Schweiz (Erlenbach-Zürich 1946) 23ff.

dividuum angehört, spielt eine wesentliche Rolle. Deshalb ist nicht jeder introvertierte Basler ein Pietist. Überhaupt, wie erklärt Hartmann die Tatsache, dass es unter namhaften Pietisten ausgesprochen extraversive Kampfnaturen gegeben hat und noch gibt?[5]

Eine so komplexe geistige Erscheinung wie der Pietismus lässt sich also bestimmt nicht nur auf eine gewisse seelische Disposition zurückführen. Leicht einzusehen ist ferner, dass die Begriffe «gesund» und «ungesund», wie sie zum Beispiel Hadorn[6] und Wernle[7] verwenden, wissenschaftlich und insbesondere morphologisch nichts taugen[8].

Um für eine Formenlehre des Pietismus vollends tabula rasa zu gewinnen, gilt es auch das soziologische Vorurteil fallen zu lassen, welches Pietisten und Sektierer identifiziert. Hadorn bemerkt zum baslerischen Pietismus:[9]

> Es gab pietistische Separatisten und täuferische Separatisten sowie solche, die in der Mitte standen. Wiederum gab es Pietisten, die sich nicht von der Kirche lossagten, und Separierte, die nicht Pietisten waren... Im 18. Jahrhundert hat man unter den Pietisten die kirchlichen, unter den Separierten die unkirchlichen oder die antikirchlichen verstanden... Endlich ist zu bemerken, dass, was oft vorgekommen ist, anfänglich der Kirche treue Pietisten unter dem Einfluss von inspirierten Propheten oder durch die Feindschaft der staatlichen oder kirchlichen Behörden der Kirche entfremdet worden sind.

«Pietisten» sind von den «Separatisten» vor allem begriffslogisch zu unterscheiden. «Pietismus» ist eine religionswissenschaftliche Kategorie, «Separatismus» ein soziologischer Begriff. Pietistisch ist eine bestimmte geistige Haltung, ein charakteristisch geprägtes Verhältnis zur – im vorliegenden Falle – christlichen Offenbarung. Separatistisch ist eine bestimmte soziale Verhaltensweise. Wer sich separiert, braucht dies nicht aus pietistischen Gründen zu tun. Und wer sit venia verbo pietisiert, braucht seine Überzeugung durchaus nicht immer durch nichtkonformes soziales Verhalten auszudrücken.

---

[5] Es sei betont, dass diese Kritik keineswegs Hartmanns kenntnisreiche und gediegene Darstellung herabsetzen soll; man wird sie mit grossem Gewinn lesen.

[6] Wilhelm Hadorn, Geschichte des Pietismus in den Schweizerischen Reformierten Kirchen (Konstanz und Emmishofen 1901) IX. 133.

[7] Paul Wernle, Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert, 3 Bde. (Tübingen 1923–25) I, 196.

[8] Der Psychopathiebegriff ist der «Papierkorb der Psychiatrie». So Ewald Bohm, Lehrbuch der Rorschach-Psychodiagnostik (Bern 1951 1. Aufl.) 213.

[9] Hadorn (wie Anm. 6) 233.

Was also ist Pietismus?

Nach M. Schmidt[10] wurde der Ausdruck Pietismus zuerst wohl seit 1677 in und um Darmstadt verwendet. Schriftlich gesichert ist er seit 1689. J. Feller, Professor der Poesie in Leipzig, wandte ihn damals in zwei Gedichten an und bürgerte ihn dadurch endgültig ein:

Es ist jetzt stadtbekannt der Nam' der Pietisten.
Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert
und nach demselben auch ein heilig Leben führt.

Auffallend an dieser Definition ist nicht nur, was sie aussagt, sondern noch mehr, worüber sie schweigt. Ich setze mit Joachim Wach[11] voraus, dass religiöse Erfahrung sich in dreierlei Ausdrucksformen niederschlägt: theoretisch in der Lehre, praktisch im Kult, sozial in der Gemeinde. Fellers Definition enthält die Lehre («Der Gottes Wort studiert») und den Kult («und nach demselben auch ein heilig Leben führt»). Vom sozialen Ausdruck, von einer Gemeinde oder Kirche ist mit keinem Wort die Rede. Die Struktur des Pietismus wäre somit von einer Tendenz zur Entkirchlichung bestimmt, soziologisch von einer Neigung zur Geringschätzung institutioneller Formen, zur Destitutionalisierung. Diese Tendenz prägt übrigens auch die pietistische Lehre und den pietistischen Kult. Denn: «Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert.» Der Pietist studiert Gottes Wort persönlich. Es bedarf für ihn zwischen der Offenbarung Gottes und seiner, des Pietisten, Person keines Vermittlers in der Form eines schriftauslegenden Theologen. Aber auch der Kult wird destitutionalisiert und entritualisiert, damit aber der Kompetenz des Individuums unterstellt, mit anderen Worten liberalisiert und demokratisiert. Der Kult vollzieht sich für den Pietisten nicht nur zu einer gewissen «richtigen» Zeit und an einem genau begrenzten Kultplatz im Rahmen einer zu kultischen Zwecken vorübergehend sich bildenden religiösen Gruppe, sondern Kult wird im alltäglichen Leben des Einzelnen geübt. Hier ist alle Tage Sonntag und überall Gottesdienst. Denn: «Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert und nach demselben auch ein heilig Leben führt.»

Hieraus ergibt sich, dass in der Fellerschen Definition der soziale Ausdruck religiöser Erfahrung, die Kommunikation innerhalb einer Gemeinde und als Gemeinde, nur nominell fehlt. In Wirklichkeit ist er in der kultischen Ausdrucksform mitenthalten. Denn zur pietisti-

---

[10] M. Schmidt in ³RGG (Religion in Geschichte und Gegenwart) V 374 s. v. Pietismus.
[11] Joachim Wach, Vergleichende Religionsforschung (Stuttgart 1962) 21.

schen Lebensführung, zur Heiligung, gehört auch ihr sozialer Aspekt in der Form der gegenseitigen Erbauung und der aktiven Nächstenliebe.

Die bisherigen Ausführungen erlauben uns, einen Gegenbegriff zum Pietismus zu bilden. Wer auf die Liberalisierung und Demokratisierung religiöser Ausdrucksformen geringeren Wert legt als auf die Sicherung und Erhaltung der Institution, darf wohl mit Recht als – hier in neutralem Sinne – Klerikalist bezeichnet werden.

Feller hat den Ausdruck «Pietist» in einem zweiten Gedicht verwendet. Es lautet so[12]:

Ich habe jüngst gedacht der hiesgen Pietisten
und zwar im Grundverstand und sonder Ketzerey.
Und wo ist Ketzerey? Der Nam' ist auch nicht neu
und brauchbar, wie man nennt von Iure die Iuristen:
Ich selbsten will hiemit gestehen ohne Scheu,
Dass ich ein Pietist ohn' Schmeich' und Heucheln sey.

Der Jurist trägt seinen Namen ab iure, der Pietist a pietate. Noch nicht gefallen ist damit die Entscheidung, ob der Jurist beziehungsweise Pietist seinen Namen auch de iure trägt. In der Tat bezeichnet die Endung -istisch zunächst die Spezialisierung des Trägers für ein bestimmtes Fach; sie gibt das Ziel einer bestimmten *Intention* an. So versteht sich der Jurist als Spezialist für iura, und offenbar versteht sich der Pietist Feller als Spezialist für pietas; diese Darstellung der Intention haben wir zunächst zur Kenntnis zu nehmen. Kritisch prüfen aber dürfen wir, ob diese verbal geäusserte Intention sich mit der *Funktion* deckt, welche das tatsächliche Verhalten ausübt. Wenn ein ius-Spezialist die Welt nur noch in iuristische und nicht-iuristische Erscheinungen einzuteilen vermag, ist aus Rechtserkenntnis Rechtssatzung geworden, aus Iurisprudenz Offenbarung. Diese existentielle Verarmung droht auch die Intention des Pietismus funktional zu vereiteln: Im Bestreben, die allzu starr institutionalisierten Formen aufzulokkern und zu beleben, ist er immer wieder denjenigen Tendenzen erlegen, die ihn in die Opposition getrieben haben: dem Dogmatismus, dem Ritualismus und Sakramentalismus, kurz: dem Klerikalismus – diesmal in peiorativem Sinn.

Klerikalistische Tendenzen im Pietismus entzünden sich vor allem an den sogenannten Mitteldingen, den Adiaphora. Sie bilden die unerschöpfliche Schatzkammer potentieller pietistischer Dogmen und Ritualvorschriften: das Vermeiden gesellschaftlicher Tanzanlässe, das

[12] M. Schmidt (wie Anm. 10) l.c.

Vermeiden des Theater- oder Kinobesuchs, bei Frauen das Vermeiden bestimmter Kleidermoden und das Vermeiden einer bestimmten Haartracht, welches meist in die Forderung nach einer bestimmten Haartracht («Pfürzi») einmündet. Ausgesprochenen Ritualcharakter trägt auch die sogenannte Sprache Kanaans. Ursprünglich drückt sie die Intention aus, zur Sprache der Bibel zurückzukehren. Als solche ist sie religiös echt, d.h. notwendig, und deshalb nicht peinlicher, als die christliche Offenbarung an sich ist. Dort aber, wo sie wie Haartracht, Kleidermode oder kulturelle und politische Dissidenz (Nichtteilnahme an Volksabstimmungen) dazu dient, das pietistische Selbstverständnis nach aussen zu dokumentieren, wird sie zum sozialen Erkennungszeichen. Als solches mag sie sozial notwendig sein, aber nicht religiös; denn Religion ist mehr als ein sozialer Tatbestand. Diese Funktionsverschiebung ist es, welche uns die Penetranz der Sprache Kanaans so empfinden lässt, dass wir sie als Heuchelei, als unecht abzulehnen geneigt sind.

Bei dem dialektischen Gegensatz von Pietismus und Klerikalismus geht es im Grunde um das alte Problem der Beziehungen zwischen Form und Inhalt religiöser Erscheinungen. Der Klerikalist nimmt in erster Linie das tremendum der Kraft wahr, die diesen Erscheinungen eignet. Die Bändigung dieser Kraft in geordneten Formen ist ihm ein Herzensanliegen. Der Pietist dagegen fühlt sich grenzenlos angezogen vom fascinosum dieser Kraft; sein Herzensanliegen ist ihre Aktualisierung, die Belebung und Dynamisierung der Form. Der Klerikalist sieht in diesem Bestreben sein Anliegen bedroht: Wenn Kraft ihre Form zerstört, geht Kraft zugrunde. Der Pietist sieht sein Anliegen durch den Formwillen des Klerikalisten bedroht: Wo die Form erstarrt, erstickt die Kraft. Die ideale Form der pietas wäre demnach ein Verhältnis der Wohlabgewogenheit zwischen Kraft und Form. Dass gerade der baslerische Pietismus in seiner Heroenzeit diese klassische Form hervorgebracht hat, dass es ihm immer wieder gelungen ist, sowohl aus der pietistischen wie der klerikalistischen Verarmung auszubrechen und in klassischer Weise Intention und Funktion miteinander zur Deckung zu bringen, und dass er wie alle Klassik dabei über die Grenzen von Raum und Zeit hinaus gewirkt hat, wird im nachfolgenden zu beweisen sein.

Wenn diese morphologische Auffassung des Pietismus den historischen Sachverhalt nicht vergewaltigt, sollte sich Pietismus auch in anderen Religionen nachweisen lassen. In der Tat spricht Wach[13] von

[13] Wach (wie Anm. 11) 72 und 162 Anm. 152: Bhakti-Frömmigkeit, Amida-Buddhismus.

der «pietistischen Version» nicht nur des Christentums, sondern auch des Hinduismus und des Buddhismus. Und der Theologe Julius Schniewind sagt[14]:

> Pharisäismus ist eine Laienbewegung (Joach. Jeremias), etwa dem Pietismus vergleichbar. Pharisäer bedeutet «Abgesonderter»; Gleichgesinnte scharen sich zur Gemeinschaft der wahren Gottesgemeinde zusammen.

Es wäre schliesslich reizvoll, Pietismus und Klerikalismus auch in denjenigen Bereichen der abendländischen Geistesgeschichte nachzuweisen, denen die christliche Offenbarung eine religiöse Funktion abgetreten hat: im Marxismus, bei den Hegelianern, in der Psychoanalyse usf. Uns interessiert hier aber nur ein schmaler Sektor des protestantischen Pietismus. Als derartige Sektoren lassen sich unter anderm unterscheiden einmal der älteste Pietismus, derjenige Philipp Speners, dessen Schrift pia desideria von 1675 als Beginn des Pietismus – im historischen Sinne – gilt, ferner das pietistische Zentrum Halle unter August Hermann Francke und schliesslich die Brüdergemeinde Herrnhuts unter Nikolaus Graf von Zinzendorf. Jeder dieser Traditionskreise ist in charakteristischer Art geprägt. Spener vertritt einen real kraftvollen, modal sehr gemässigten Pietismus, der es nicht auf Sezession ankommen lassen will. Dem Spenerschen Pietismus sehr verwandt ist der schwäbische Pietismus Johann Albrecht Bengels, der für Basel bedeutsam werden sollte. Den extremen Pietismus, der nur für das fascinosum der Religion den Blick hatte und zeitweise alle Scheu vor ihrem tremendum ausser acht liess, vertraten Zinzendorf und seine Anhänger. Zinzendorf war ursprünglich hallischer Theologe, trennte sich aber später von der hallischen Theologie in diametral entgegengesetzter Richtung. Der hallische Pietismus Franckes scheint am wenigsten pietistisch gewesen zu sein, da er eine geistliche Wiedergeburt des Gläubigen nur dann anerkannte, wenn ihr ein Busskampf vorangegangen war, ein rituelles Psychodrama, dessen Vollzug sogar bei Kindern eisern überwacht wurde.

Neben diesen Hauptströmen flossen allerlei kleine und minder bedeutende Bächlein durch das Gelände, die zum Teil ineinander mündeten, zum Teil sich weiter verzweigten und vielfach spurlos versickerten. Ein derart unbedeutendes Bächlein war anfangs der baslerische Pietismus; ein Strom von transeuropäischer Bedeutung ist

---

[14] Julius Schniewind, Das Evangelium nach Markus. In: Das Neue Testament Deutsch Bd. 1 (Göttingen 1960 5. Aufl.) 27.

daraus geworden. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wollten wir seinem Verlauf von den Anfängen bis zur Gegenwart nachgehen. Nur zwei markante Erscheinungen sollen uns hier beschäftigen, allerdings die zwei bedeutendsten: 1. «der Vater des baslerischen Pietismus»[15], Pfarrer von Waldenburg und Muttenz, Hieronymus Annoni; 2. die Heroenzeit des baslerischen Pietismus, die ersten Jahre der Basler Christentumsgesellschaft.

Was gedruckte Quellen zu Annoni betrifft, sind wir ziemlich in Verlegenheit. Obwohl der gesamte Nachlass Annonis auf der Universitätsbibliothek Basel greifbar ist, fehlt immer noch eine moderne gute Monographie. Die Quellen zur Christentumsgesellschaft fliessen reichlicher. Abgesehen davon, dass das Archiv der Gesellschaft ebenfalls auf der Universitätsbibliothek eingesehen werden kann, existiert eine Zeitschrift mit Protokollauszügen der Gesellschaft, die uns einen tiefen Einblick in das Wesen des baslerischen Pietismus ermöglicht[16].

Nun soll im folgenden eine Skizze zuerst den Nährboden und die Atmosphäre umreissen, in denen der Keim des baslerischen Pietismus Wurzel geschlagen hat und aufgesprosst ist. Zweitens sollen die Gestalten Annonis und der Christentumsgesellschaft deutlich werden. Drittens wird den historischen Quellen gelegentlich die Typologie des Religionssoziologen und am Ende die Wertung des modernen Theologen gegenübertreten.

Welcher Art war das religiöse und kirchliche Klima in Basel, das die Entstehung des Pietismus begünstigte? Wernle sagt[17]:

> Erhalten hat sich vom Mittelalter her vor allem die geistige Voraussetzung des Kirchenwesens, der alte katholische Glaube an die eine christlich-kirchliche Kulturgesellschaft, ausserhalb der es kein menschenwürdiges Dasein gibt. Ja dadurch, dass die Kirche ihre Selbständigkeit einbüsste, dass sowohl die Hierarchie wie das Mönchtum als Wahrzeichen des kirchlichen Dualismus im Gegensatz zur Welt verschwanden, wurde das christliche Einheitsgefühl nur gesteigert, verschmolzen Staat und Kirche, Bürgerliches und Geistliches zur völligen Untrennbarkeit. Der Staat hat religiöse und kirchliche Aufgaben, ist verantwortlich für das Seelenheil seiner Bürger und hat streng darüber zu wachen, dass Gottes Ehre nicht durch die

---

[15] Wernle (wie Anm. 7) I, 329.

[16] Auszüge aus dem Briefwechsel der Deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit (Basel 1783ff.). – Von 1786 an unter dem Titel: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit.

[17] Wernle (wie Anm. 7) I, 1f.

> Gottlosigkeit der Menschen geschändet wird. Kirchlichkeit und Bürgerrecht bedingen sich gegenseitig; das Taufregister des Ortspfarrers gilt als Bürgerregister, die kirchliche Trauung stempelt die Eheschliessung zum bürgerlichen Rechtsakt, selbst die Teilnahme am Abendmahl ist Ehrenzeichen bürgerlicher Integrität, und den Insassen des Zuchthauses wie den Falliten darf das Abendmahl nicht gereicht werden. Juden, Täufer, Angehörige einer andern Konfession mag der Staat ausnahmsweise in seinem Gebiet dulden, wenn er will, aber eine rechtliche Existenz ist ihnen allen versagt, sie sind von allen Bürgerrechten ausgeschlossen. Der weltliche Arm des Staates gibt der Kirche Schutz, garantiert ihre Rechte und wird von ihr zu Hilfe gerufen bei jedem schweren Fall kirchlicher Insubordination, während die Kirche ihren Mitgliedern den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit im Namen Gottes einschärft und dem Staat seine Bürger erziehen und bilden hilft. Obschon die Reformation den Einzelnen religiös mündig gemacht und auf sein Gewissen gestellt hatte, verblieb es für das Gesamtleben bei der Leitidee des Volkes Gottes, in dem Staat und Kirche zu einer Einheit verbunden sind.

Die so typisch klerikalistische Neigung zur Vergewisserung der allseitigen Konformität drückte sich aus in der Stellung der Synode. Basel zum Beispiel gestattete Generalkapitel der Geistlichkeit nur nach dem Tod eines der drei Dekane der Landschaft. Zur Behandlung anderer wichtiger Fragen wurden in zwei Jahrhunderten ganze zwei Sondergenehmigungen erteilt, nämlich 1642 zur Besprechung der Frage des Abendmahlsbrotes und 1769 wegen der Einführung eines neuen Katechismus. An der Synode[18]

> wurden gewöhnlich konkrete Klagen zu Handen der weltlichen Behörden kund gegeben; meist waren es dieselben, ewig wiederkehrenden Klagepunkte: Entheiligung des Sonntags, der Fest- und besonders auch der Kommunionstage durch weltliche Vergnügungen, Lärm in den Wirtshäusern, Karrenfahren während des Gottesdienstes, Musterungen der Jungmannschaft, auch Klagen über unerlaubtes Tanzen und Spielen, über Zunahme des Gassenbettels, über Ungezogenheit der Jugend, Fernbleiben der eben Erwachsenen von der Kinderlehre usw. usw. Die weltlichen Assessoren versprachen, solche berechtigten Beschwerden an die obersten Instanzen weiter zu leiten zum Zwecke der Remedur; allein die beständige Wieder-

[18] Das Folgende bei Wernle (wie Anm. 7) I, 17.

kehr derselben Klagepunkte zeigt, dass es entweder am Wollen oder am Können der Behörden fehlte und darum die meisten Gravamina der Synoden unerfüllte pia desideria blieben.

Der starre Formalismus feierte Triumphe. Durch die Reformation war das Christentum wieder zur Buchreligion geworden[19], war die Verkündigung des Wortes Gottes wieder ins Zentrum gerückt. Eine wahre Propagandaflut von Predigten sollte nun die Wirkung des göttlichen Wortes im Staat sicherstellen. So gab es in Basel sonntags um acht Uhr eine Frühpredigt zu St. Martin, St. Alban, St. Elisabeth und im Waisenhaus; Morgenpredigt um neun Uhr in den vier Hauptkirchen nebst Spital und französischer Kirche; Kinderlehre um zwölf Uhr in den vier Hauptkirchen sowie in St. Clara für Kleinbasel und im Spital; Abendpredigt um drei Uhr in den vier Hauptkirchen und in der französischen Kirche. Dazu kamen Wochengottesdienste jeden Tag in den Hauptkirchen: Montag, Dienstag, Donnerstag am Vormittag; Mittwoch, Freitag, Samstag am Abend. Die Morgenpredigt am Sonntag musste unter allen Umständen der Hauptpfarrer besorgen, «mochte er noch so alt und gebrechlich sein, noch so undeutlich sprechen und noch so weit hinter dem Geist seiner Zeit zurückgeblieben sein»[20]. Die Orgien, welche das quantitative Kultprinzip hier auf Kosten des qualitativen feierte, beschränkten sich naturgemäss auf das Angebot; wie die Nachfrage darauf reagierte, kann man sich vorstellen.

Mit dem Religionsunterricht war es nicht viel besser bestellt. Hatte man im fünfzehnten oder sechzehnten Altersjahr die Admission erreicht, so musste man weiterhin der Kinderlehrpflicht genügen, und zwar in Basel bis zum 24. Altersjahr. In der Stadt wusste sich die Jugend darum zu drücken; um so härter war der Katechismusdrill auf der Landschaft, wo männiglich ohne Unterschied für kinderlehrpflichtig erklärt wurde (Ordnung von 1759).

Die Seelsorge lag im argen[21]:

Von wirklicher Seelsorge kann keine Rede sein; der Pfarrer kam als Aufseher und kirchlicher Polizist. In diesem Punkt waren die kleineren Gemeinschaften der Staatskirche weit überlegen. Vielleicht ist bei uns in der Schweiz überhaupt erst durch die Herrnhuter die

---

[19] Richard Weiss, Grundzüge einer protestantischen Volkskultur: SAVk 61 (1965) 86 zitiert den Ausdruck «Buchreligion» nach Rumpf ohne genauere Angabe. Es handelt sich wahrscheinlich um M. Rumpf, Religiöse Volkskunde (Stuttgart 1933). Wichtig für «Buchreligion» ist ferner Siegfried Morenz, Entstehung und Wesen der Buchreligion, Theol. Literaturzeitung 75 (1950) 709ff.

[20] Wernle (wie Anm. 7) I, 50f.

[21] Das Folgende bei Wernle (wie Anm. 7) I, 73.

Seelsorge aufgekommen und erklärt sich daraus die grosse Beliebtheit der herrnhutischen Sozietätsvorsteher an den meisten Orten: sie holten etwas nach, was die Kirche zu ihrem Schaden vernachlässigt hatte.

Wernle beginnt den Abschnitt über die Kirchenordnungen und Sittenmandate mit der Überschrift «Kirchlichkeit auf Staatsbefehl». Jeder Pfarrer der Basler Landschaft hatte Befehl, die Kirchenordnung, die Basler Konfession und eine Reihe obrigkeitlicher Mandate jährlich von der Kanzel einmal vorzulesen. Der Pfarrer von Lausen rechnete aus, dass er dazu fünfzehn Sonntage brauchen müsste. Aus der schon erwähnten Ordnung von 1759 für die Basler Landschaft ist für uns besonders Punkt 4 interessant, welcher die vom Pietismus veranlassten Privatversammlungen, die conventicula, reglementierte. Diese Konventikel durften auf keinen Fall mit dem Gottesdienst zusammenfallen, und ihr Besuch war nur in der Gemeinde, in der man wohnte, erlaubt. Grundsätzlich verboten waren sie also nicht.

Die Kirchenordnungen und Sittenmandate sind ein sicheres Anzeichen dafür, dass die Inflation der Kraft des Evangeliums empfunden wurde. Die rein phonetische Massenproduktion genügte offensichtlich nicht, den Monolith dieses Reiches Gottes auf Erden mit der Kraft des göttlichen Wortes hinreichend zu versorgen. Stillschweigendes Eingeständnis der Abwertung der überlieferten Kommunikationsform wurden mit der Zeit auch die sogenannten Bänne oder Konsistorien, also die Sittengerichte, deren Aufgabe es war, den Kreislauf der religiösen Kraft durch Überwachung der Gemeindeglieder zu kontrollieren und mutwillige Zirkulationsstörungen zu ahnden. Deshalb galten als Sittenrichter qualifiziert nur «ehrbare fromme Leute, die guten Namens sind»[22]. De facto scheinen unter den Sittenrichtern die Wirte besonders zahlreich vertreten gewesen zu sein. Infolgedessen geriet das Reich Gottes auch hier zwischen die Mühlsteine der Politik, diesmal ihrer feinkörnigsten Spezies, der Dorfpolitik.

Unter den geistlichen Strafen, die vom Sittengericht verhängt werden konnten, gab es den Verweis, die Abmahnung vom Abendmahl und die öffentliche Kirchenbusse. Am 2. November 1777 wurden zum Beispiel das Ehepaar Kobold und die Susanne Winklerin wegen Verhehlung eines Diebstahls in der St. Leonhards-Kirche öffentlich vorgestellt; die Neugier lockte eine ungewöhnliche Menge Volks an, was viel Störung verursachte. Pfarrer Wagner hielt die Predigt über

---

[22] Wernle (wie Anm. 7) I, 80.

Josua 7,25: «Weil du uns betrübt hast, so betrübe dich der Herr an diesem Tage.» Ausschluss vom Abendmahl für ein Jahr und zweijährige Bannisierung ins Haus schlossen sich daran. Dasselbe geschah im November 1778, also ein Jahr später, mit der ledigen Barbara Eigenmännin, die im Verdacht stand, ihr uneheliches Kind getötet zu haben; sie wurde zu zehn Jahren Zuchthaus und nachheriger Landesverweisung verurteilt. Am 25. Juni 1780, also anderthalb Jahre später, wurde Emanuel Gleser wegen vieler Betrügereien in der Theodorskirche durch Pfarrer Eglinger öffentlich vorgestellt «unter dem Getümmel des gewaltig hereindringenden Volkes».

Eine wissenschaftlich verantwortbare Beurteilung solcher Daten darf sich nicht im Bloßstellen ihrer Unmenschlichkeit erschöpfen, die letzten Endes etwas Irrationales, Spontanes ist und deshalb immer etwas Unverständliches bleibt. Verständlich werden solche Fakten dann, wenn wir auf die Intention zurückgreifen, die ihnen ursprünglich zugrundeliegt. Dabei müssen wir berücksichtigen, dass jede religiöse Erscheinung an mindestens zwei Grundschichten teilhat, einer allgemeinen und einer besondern, einer biologischen und einer geschichtlichen. In der biologischen Schicht wurzeln die Konstanten, in der historischen die Variablen der Religionsgeschichte. Die Intentionen der Religionsstifter wechseln, die Funktion der Religion bleibt. Die christliche Offenbarung ist zweitausend Jahre alt; das Unterschichtliche in jedem von uns[23], der vulgus in individuo[24], ist, sofern das Alter ein Kriterium der Würde ist, weitaus ehrwürdiger: der Mutterboden der Hominisation, der Wurzelgrund eines Evolutionsgeschehens, dessen vollendetste und vergänglichste Blüte die Humanisierung darstellt.

Welches war nun die Intention dieser Kirchenstrafen? Für den evangelischen Christen im Basel des achtzehnten Jahrhunderts waren das Evangelium das Wort Gottes, der Kult Kommunion mit der Kraft dieses Wortes, die Gemeinde der Leib Christi, die Vorwegnahme des himmlischen Jerusalem. Hier wurden nicht bürgerliche Vergehen geahndet, sondern – intentional – Befleckungen der maiestas Dei. Dass diese Vergehen – historisch betrachtet – durch den Opfertod des Gottessohnes schon längst gesühnt waren, fiel deshalb ausser Betracht, weil die christliche Gemeinde eben nicht nur ein historisches, sondern

---

[23] Viktor von Geramb, Urverbundenheit; Hessische Blätter für Volkskunde 36 (1937) 1 ff., jetzt bequem greifbar bei Gerhard Lutz, Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme (Berlin 1958) 202–228.

[24] So F. Lipp, zitiert bei Karl Meuli, Richard Weiss†: SAVk 58 (1962) 196.

auch ein biologisches Gebilde ist, das nicht historisiert, sondern funktioniert. So wenig für das Unterschichtliche dieser Gemeinde Geschichte ein massgebender Faktor war, so wenig war es die Transzendenz, die sich in dieser Geschichte geoffenbart hatte – volkstümliche Religiosität ist immer konkretistisch, der Immanenz verhaftet –, und so wenig wusste es etwas anzufangen mit der Idee der Gnade: einer Wiedergutmachung, die vor aller denkbaren menschlichen Schuld rechtskräftig geworden war. Statt dessen beharrte die Gemeinde auf der Befriedigung des Rechtsanspruches, den ihr gutes Gewissen erhob: Sollte diesen Sündern gestattet sein, worauf sie selbst nur mit Mühe zu verzichten bereit war? Wohl hatte der Kreuzestod Christi die Weltordnung ausser Kraft gesetzt, die auf dem Prinzip beruht: Gib uns unser Schuld, wir geben unser Schuld[25], aber war diese Weltordnung deswegen etwa weniger rechtskräftig als vorher? Ein Verstoss gegen die Weltordnung aber konnte nur mit dem Opfer der Humanität, mit dem Menschenopfer, gesühnt werden. Zwar bestraft die Weltordnung nicht den Unordentlichen, sondern nur die Unordnung; aber Unordnung an sich lässt sich nicht geisseln, verspotten, martern, hinrichten: sie erfordert einen Stellvertreter, der die Unordnung der ganzen Gemeinde auf sich nimmt. Dass dieses funktional zu begründende Menschenopfer der in der Geschichte sich offenbarenden maiestas Dei noch viel abträglicher werden musste als das zu sühnende Vergehen, kann man als Historiker, aber nicht als Funktionalist und Biologe der Gemeinde zum Vorwurf machen. Denn bis heute ist diese Ausserkraftsetzung der biologischen Weltordnung durch Karfreitag und Ostern ein Ereignis, das im Hören geglaubt, aber nicht geschaut wird.

Nichtsdestoweniger musste sich zwangsläufig aus den Schichten der Gemeinde, denen die Reinhaltung der Intention am Herzen lag, und die ihre Vereitelung durch die Funktion nicht hinnehmen konnten, früher oder später ein Protest erheben. Dieser Protest durfte, wenn er selber intentionale Ehrlichkeit geltend machen wollte, sich nur gegen die unangemessene Form, niemals gegen die Substanz des Evangeliums selbst wenden.

---

[25] Bäuerliches Vaterunser, von einem württembergischen Pfarrer 1595 aufgezeichnet, zit. bei Julius Schwietering, Wesen und Aufgabe der deutschen Volkskunde: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 5 (1927) 754, jetzt greifbar bei Lutz (wie Anm. 23) 149. – Mit dem Problem der biologischen Struktur religiöser Phänomene befasst sich: P. Weidkuhn, Aggressivität Ritus Säkularisierung, Biologische Grundformen religiöser Prozesse, Basler Beiträge zur Geographie und Ethnologie, Ethnologische Reihe, 3 (Basel 1965). – Ders.: Wo steht die religionsethnologische Verhaltensforschung? Zeitschrift für Ethnologie 91 (1966) im Druck.

Dass die positive Qualität der Intention, von der ich spreche, nicht in die Dinge hineingesehen wird, sondern dass es um kritische Exegese geht, zeigen die kirchlichen Visitationen, das heisst die Kontrollfragen, welche die Pfarrer im alten Regime zu beantworten hatten. Ein Pfarrer musste Auskunft darüber geben, ob er seine Predigten an Sonn- und Wochentagen fleissig halte und keine Wochenpredigt versäume, ob er seinen Vortrag auch zur Erbauung und nach dem Begriffsvermögen der Zuhörer einrichte. Unter vielem anderen wurde auch kontrolliert, ob er die Kranken fleissig besuche und wie er mit ihnen handle, ob er die Hausbesuche regelmässig vornehme und bei allen Familien nach ihren religiösen Übungen und Büchern Umschau halte; ferner wurde er gefragt, wie er überhaupt den Zustand seiner Gemeinde «in Ansehung des Christentums» finde. In diesem elementaren Punkte liefert die Zürcher Visitationsordnung ein besonders rührendes Detail. Die Fragen heissen da: Was hat er für Merkmale und Beispiele sich mehrender Religion, der Liebe des Wortes und der Verehrung Gottes? Aus welchen Merkmalen, Ereignissen oder Beispielen lässt sich auf Zu- oder Abnahme der Gottseligkeit schliessen? Diese Fragen kann man nur als in hohem Masse pietistisch bezeichnen. Und es ist intentional keine leere Floskel, wenn im Eingang des Basler Visitationsberichts Bürgermeister und Rat der Stadt Basel kundtun, dass sie «als väterliche Obrigkeit nebst dem zeitlichen Wohlergehen ihrer Angehörigen allermeist auch ihre geistliche Wohlfahrt zu befördern trachtet».

Allein die Geschichte der Religionen verläuft nicht nach der Devise In magnis et voluisse sat. Der religiöse Protest wurde alsgemach überfällig. Wach stellt dazu fest[26]:

> Sämtliche Weltreligionen sehen sich periodisch Protesten gegenüber, die sich gegen die Hauptlinie ihrer Entwicklung richten. Diese Proteste treten in allen drei Gebieten des religiösen Ausdrucks auf: – in Theologie, Kult und Organisation.

Und weiter unten fährt er fort[27]:

> Die theoretischen Schwierigkeiten können durch eine Rückkehr zu den Anfängen des Glaubens oder durch eine Anpassung an die zeitgenössische Philosophie gelöst werden.

In jüngster Zeit wird die Anpassung der Theologie an die zeitgenössische Philosophie durch Rudolf Bultmann in Anlehnung an Heidegger

---

[26] Joachim Wach, Religionssoziologie (Tübingen 1951) 176.
[27] Wach (wie Anm. 26) 187.

vollzogen, während wir die Rückkehr zu den Anfängen des Glaubens etwa Oscar Cullmann zuweisen können. Vor zweihundert Jahren wurden die Schwierigkeiten der Anpassung und Umformung ebenfalls auf zwei verschiedenen Wegen gelöst, die in nuce im Titel des ersten Bandes des Werkes Wernles definiert sind. Er heisst: Das reformierte Staatskirchentum und seine Ausläufer (Pietismus und vernünftige Orthodoxie). Die vernünftige Orthodoxie versuchte sich an die zeitgenössische Philosophie anzupassen und schuf ein Christentum, in dem nach einem Wort Niebuhrs «ein Gott ohne Zorn den Menschen ohne Sünde in ein Königreich ohne Gericht durch das Werk eines Christus ohne Kreuz führte». Der Pietismus dagegen wandte sich zurück, zu den Anfängen des Glaubens.

Es sollen zunächst eine Reihe individueller pietistischer Proteste zu Wort kommen; ich stütze mich dabei auf Hadorn. 1705 wurde Andreas Bohni in Frenkendorf vor den Kirchenkonvent zitiert, weil er sich weigerte, Waffen zu tragen und den Bürgereid zu leisten, und weil er dem Abendmahl fernblieb. Im Verhör verwarf Bohni den Kriegsdienst, den Eid, die Kindertaufe, die Kirche und ihre Einrichtungen (Gottesdienst und Abendmahl). Hadorn sagt[28]:

> Es war ihm ergangen wie vielen, denen die fehlende Kirchenzucht und die Teilnahme von Lasterhaften am Abendmahl zum Anstoss gereichten.

Bohni sagte auch, jeder, der den Heiligen Geist habe, könne lehren und predigen (Demokratisierung). – 1716 wurde der Schulmeister und Vorsänger Peter Weisler in Riehen vor den Konvent zitiert, weil er durch sein Wegbleiben vom Abendmahl und durch Veranstalten von Privatversammlungen Ärgernis in der Gemeinde erregt habe. Nach Hadorn dienten die Versammlungen Weislers lediglich der Erbauung und Förderung der Erkenntnis sowie der Pflege brüderlicher Gemeinschaft. Viele fanden in der Versammlung das, was sie in der Kirche vergebens suchten.

Ein Pfarrer von Diegten bezeichnete seine pietistischen Gemeindeglieder als «Galgenbuben»[29]. In einem Verhör vom Jahre 1721 gaben die so Apostrophierten an, sie könnten aus religiösen Gründen nicht zum Abendmahl gehen, da man alle Sünder zulasse. So meinte eine Frau, sie könne nicht gehen, weil sie die Weiber kommunizieren sehe, mit denen ihr Mann verbotenen Umgang pflege.

---

[28] Hadorn (wie Anm. 6) 221.
[29] Hadorn (wie Anm. 6) 224.

Unzweifelhaft richteten sich die Intentionen dieser Proteste nicht gegen die Substanz des Evangeliums, sondern nur gegen die Form, die nach pietistischem Urteil eben der religiösen Kraft überhaupt entbehrte. Die Geistlichkeit selber hatte dies sehr wohl erkannt. 1718 hatte eine Kommission von den Pfarrern Bericht über den Pietismus verlangt. Die Untersuchung stellte nicht nur den Hochmut und die Gleichgültigkeit einzelner Geistlicher bloss, sondern warf auf das Anliegen der Pietisten kein ungünstiges Licht. Viele Pfarrer bescheinigten ihnen, dass sie neben ihren Versammlungen den Gottesdienst in der Kirche fleissig besuchten und einen stillen eingezogenen Lebenswandel führten. Der Pfarrer von Binningen meinte, «die Impietisten in meiner Gemeinde richten viel mehr Ärgernis an als die Pietisten». Der Pfarrer von Lausen, der keine Pietisten in seiner Gemeinde hatte, wünschte, dass «wir bei diesen letzten und verderbten Zeiten viele wahre Pietisten oder fromme Christen hätten, die sich nach der Vermahnung des Apostels in der Gottseligkeit übten». Dem Pfarrer von Läufelfingen «ist es leid, dass er mit aller seiner Mühe so wenige Gott und seiner Obrigkeit gefällige Pietisten pflanzen könne». Der Pfarrer von Liestal schliesslich berichtet: «Pietisten gibt es keine, wohl aber private Zusammenkünfte, zwar mehr aus atheistischen als pietistischem Prinzip, mehr um allerhand unverantwortliche Werke der Finsternis zu treiben als sich selbst untereinander wahrzunehmen mit Reizen zur Liebe und allerhand guten Werken, welch letzteres nach meinem einfältigen Bedünken besser zu dulden wäre als das erstere.»

Diese Milde und Billigkeit der Gesinnung ist für die baslerische Geistlichkeit im grossen und ganzen typisch; ihr ist es zu verdanken, dass der Pietismus nicht wie in dem starrköpfigen Bern in die Separation getrieben wurde. Weniger elastisch reagierte die Regierung selber auf Dienst- und Eidverweigerung; doch ist ein vorsichtiges Urteil am Platz in einer Zeit, da Dienstverweigerung aus religiösen Gründen immer noch mit Freiheitsentzug bestraft wird. Es scheint, dass die Hochschätzung des Waffenhandwerks und der Aggressivitätspflege eine der ältesten funktionalen Konstanten der Religion ist, die in derartige Tiefen der Evolution hinunterreicht, dass sie bis jetzt die meisten Humanisierungstendenzen überdauert hat[30]. Aber aufs Ganze gesehen koexistierten Liberalität und Orthodoxie in Basel so verhältnismässig friedlich wie im zwanzigsten Jahrhundert Barthsche Theologie

---

[30] Man bedenke, wie gereizt und völlig irrational gegenwärtig in der Schweiz auf Vorschläge reagiert wird, die eine Änderung oder Verlegung des sonntäglichen Schiessbetriebes bezwecken. – Grundsätzlich handelt darüber Weidkuhn (1965, wie Anm. 25).

und Jasperssche Philosophie. Die freiheitliche Kraft des Protestantismus erwies sich schon damals nicht so sehr an den Politikern, die noch heute das Freiheitsmonopol beanspruchen, wie an den Repräsentanten jener Herrschaft, die nun einmal nicht von dieser Welt ist.

So trägt die starr konventionelle Reaktion der politischen Behörden auf radikale Proteste einen guten Teil Schuld daran, dass gewisse Vertreter des extremen Pietismus in ihrem Protest weit über das Ziel hinausschossen und nicht nur die Form, sondern die Substanz des evangelischen Glaubens bedrohten. Diese Radikalisten pflegten ihre Überzeugung meistens durch absolute Sezession zu besiegeln. Sie waren in der Regel dem evangelischen Glauben ebenso gefährlich wie die Aufklärung eines Voltaire. Die letztere gefährdete in der vernünftigen Orthodoxie durch eine an die Gnosis erinnernde Aufweitung und Sprengung der Form die religiöse Kraft mit der Verdünnung bis zum Vakuum. Im radikalen Pietismus drohte die religiöse Kraft in der extrem verengten Form zu ersticken. Der christliche Glaube hatte sich bereits in den Anfängen in einer ähnlichen Krise befunden. Im apostolischen Zeitalter galt es, den schmalen Weg nicht zu verfehlen zwischen der Weite der hellenistischen Gnosis und der Enge der judenchristlichen Jesus-Interpretation. Dass der christliche Glaube diesen Weg damals gefunden hat, ist eines der befremdlichsten Ereignisse der abendländischen Geistesgeschichte. Dass sich dieses Fingerspitzengefühl in religiösen Dingen vor zweihundert Jahren erneut bewährte, ist jedenfalls in Basel das Verdienst des Pietismus.

Damit wenden wir uns Hieronymus Annoni, dem Vater des baslerischen Pietismus, zu. Ich stütze mich dabei vor allem auf Riggenbach[30a]. Annoni lebte von 1697 bis 1770. Nach einer fröhlich ausgelassenen Jugendzeit, die von keinerlei religiösen Bedenken erfüllt war, geriet Annoni in eine längere innere Krise, in deren Verlauf er vor allem unter dem Einfluss eines schaffhausischen adligen Pietisten die entscheidende Wendung erlebte, sehr zum Ärger der Verwandten seines Arbeitgebers, die lieber etwas «Alamodisches» bei ihrem Hauslehrer gesehen hätten. In jene Zeit – Annoni ist gute dreissig Jahre alt – fällt eine kritische Äusserung Annonis über die Separierten. Der Auszug aus Babel, bemerkt er, gehe oft nur nach Ninive. In träfer Anschaulichkeit kennzeichnet er damit die Klerikalisierung des radikalen Pietismus. Als im Neuenburgischen ein ehemaliger Katholik namens Mainfait, welcher zuerst konvertiert und sich hierauf separiert hatte,

---

[30a] Chr. Joh. Riggenbach, Hieronymus Annoni. Ein Abriss seines Lebens sammt eine Auswahl seiner Lieder (Basel 1870).

darauf pochte, dass er zugleich mit Babel, der Mutter, auch den Töchtern und Grosstöchtern den Scheidebrief gegeben habe, sprach Annoni den Wunsch aus, dass doch auch Vater Adam und Bruder Egoismus den völligen Abschied erhielten. Andrerseits empfand Annoni, der schon mit zweiundzwanzig Jahren ordiniert worden war, ausserordentliche Skrupel beim Gedanken an ein eigenes Pfarramt; ihm schienen bedenklich «der Verfall, ja die fast durchgehende Fruchtlosigkeit und Charlatanerie des heutigen Kirchenwesens und sonderlich auch der heutigen Communion». Dazu bemerkte er, dass er sich «in alles andere kirchliche Wesen nach und nach zu schicken verhoffe». Es war die für einen Pietisten unerträgliche Identität der religiösen mit der politischen Institution, die Annoni bedrückte; eine Funktionsgemeinschaft, in der die religiösen Belange durch die viel robusteren politischen Herrschaftsansprüche immer wieder an die Wand gedrückt werden. Als er im Alter von zweiundvierzig Jahren endlich als Pfarrer nach Waldenburg sich wählen liess, schrieb er in sein Tagebuch: «O Herr, wo nicht dein Angesicht gehet, so führe mich nicht von dannen hinauf. Denn ich möchte lieber sterben, als ein ungesalbter und ungesegneter Prediger sein. O Segensquelle, segne du! O Amen, sprich auch Amen zu!» (Amen = Christus nach Off. 3,14).

Zwei Monate nach seinem Amtsantritt schon bekam Annoni zu spüren, was es hiess, als Geistlicher mit der politischen Interessensphäre zu kollidieren. Der Landvogt hatte ihn verklagt. Annonis Rechtfertigungsschreiben an den Antistes datiert vom 14. Juni 1740. Es heisst darin unter anderem:

> 1) wird von mir gemeldet: Ich halte Versammlungen allhier. Antwort: Ja. Ich könnte zwar eine Definition von den Conventikeln begehren und dann vielleicht zeigen, dass unsre hiesigen Zusammenkünfte keine solchen seien. Allein bei Euer Hochwürden brauchts dergleichen Umstände nicht. Gott hat Ihnen Penetration und Gewissen geschenkt, und das freut und tröstet mich. Schon Jahr und Tage, noch in Basel und drauf hin in Diegten habe ich mit meinen Domesticis eine Hausübung gehabt, von welcher ich mich auch durch arme oder reiche Gäste nicht abhalten liess. Mit diesen continuirte ich auch in Wallenburg. Bald kam von ohngefähr des hiesigen Schulmeisters Frau dazu, und bat mit Thränen um Erlaubniss, ferner zu kommen und ihren Mann mitzubringen. Das andre Mal fragten sie um Permission noch für eine oder zwei Personen. Folgends baten sich noch mehrere den Zutritt aus; also dass ich endlich, alle Confusion zu verhindern, eine besondere Ordnung machen

musste, diese nämlich: dass des Montags nur die Mannsleute, des Dienstags nur die Weibsleute, des Mittwochs – welches mein Correspondenztag ist – niemand, des Donnerstags wieder die Mannsleute, des Freitags wieder die Weibsleute kommen möchten. Dies geschieht nun abends von sechs bis sieben. Da hebe ich mit einem kurzen Gebet an, lese und erkläre der Ordnung nach ein Stück aus dem neuen Testament und beschliesse abermals mit einem Gebet. Bisweilen wird auch noch etwas aus einem geistlichen Lied gesungen. Da geht es nun so still und ordentlich zu, dass es mir eine Freude ist. Und es wäre wohl erschrecklich und unchristlich, wenn man mir hier Einhalt thun oder Verdruss machen wollte. Keine einzige Seele ist dazu invitiert, geschweige persuadiert worden; im Gegenteil habe schon öfters gesagt, dass wegen solcher Übung niemand seinen Beruf oder Hausgeschäfte versäumen müsse und dass die ausbleibenden mir ebenso lieb seien, als die so herzukommen, wenn sie nur im übrigen sich christlich betragen und den Predigten, Kinderlehren und Gebetstunden, wie bisher geschehen, fleissig beiwohnen.

2) hat man Euer Hochwürden angebracht: Ich mache allerhand Neuerungen. Antwort: Dies ist eine Lästerung. Ich weiss nichts davon. Unter meinem Vorfahren ist die Landes- und Kirch-Ordnung in vielen Jahren nicht abgelesen, geschweige gehalten worden. Diese habe ich auf drei Sonntage nach einander gelesen, erläutert und einzuführen gesucht. Das mag nun der rohe Hauf eine Neuerung nennen. Dafür aber werden mir Unsre Gnädigen Herren desto günstiger sein[31]. Doch auch die meisten Leute in der Gemeinde – nur die Wirthe und darunter der renommierte Herr Sigst, ein Cousin germain von dem Herrn Landvogt ausgenommen – sind damit wohl zufrieden. Gewisslich ich liebe die Neuerung nicht, und bleibe sehr gerne beim Alten, wenn es nur noch taugt und nicht wurmstichig geworden. Je stiller und ruhiger ich sein kann, je lieber ist mir's, und auch meinem Temperament und bisherigen Conduite gemässer. Aber nun gilt's meine und meiner Zuhörer Seelen, und dies setzt mich in mehrere Activität. Werde ich dann darüber von einfältigen Leuten wider all mein Verlangen gelobt, so macht es andere jalous, und aus dieser bitteren Quelle kommen dann allerhand Reden und Verordnungen, über welche ich mich

---

[31] In der Tat hob der Kirchenrat später ausdrücklich lobend hervor, dass Annoni nicht mehr wie sein Vorgänger die Sonntagskinderlehre im Winter einfach ausfallen liess.

zwar billig beschweren könnte, die ich aber dem Herrn Jesu Christo zur Untersuchung und Richtigmachung überlassen will.

In den letzten Zeilen schlägt Annoni in vorsichtiger Besonnenheit kritische Töne an, die sich – auch wenn die Reden und Verordnungen aus der bittern Quelle des Landvogts kommen – doch im Grunde gegen die kirchliche Organisation richten. Wach bezeichnet[32] diese Art Kritik als «inneren Protest», im Gegensatz zum radikalen Protest, dessen sozialer Ausdruck die Sezession ist, und führt aus[33]:

Solche Proteste sind im allgemeinen milde und können gegen doktrinäre Grundsätze, gegen Kultelemente oder gegen die Organisation gerichtet sein. Die letztere ist der Hauptgegenstand des Tadels bei solchen, die den religiösen und ethischen Standard der Gemeinschaft heben möchten, ohne dadurch eine Spaltung hervorzurufen. Ihr Motto ist notwendigerweise ecclesiola in ecclesia. Dieser Terminus ist von Spener, dem Vater des Pietismus, eingeführt worden, um seine collegia pietatis zu bezeichnen. Wir schlagen vor, ihn in einem technischen Sinne zu gebrauchen.

Soweit Wach. Annoni fährt weiter:

3) wird wieder mich eingewendet: Ich werbe, locke und ziehe auch Leute aus anderen Gemeinden an mich. Antwort: Dies ist abermal falsch. Und es thut mir wehe, dass man Euer Hochwürden mit solchen Unwahrheiten gleichsam deshonorieren darf. Wie oben gemeldet, so habe noch keinen Wallenburger zu mir invitiert, geschweige einen Fremden. In die Predigten und Kinderlehren sind schon unter Herrn cand. Fiechter Leute aus anderen Dörfern, sonderlich aus der Bennwiler Pfarre gekommen. Diese haben vielleicht auch unter mir continuiert. Zum h. Abendmahl admittiere ich wissentlich keinen Fremden ohne Schein von seinem Herrn Pfarrer. Die Kirch aber kann ich niemand verschliessen, wer drein kommt, dem muss ich predigen. Will nun jemand seine Leute nicht gehen lassen, der mag sie durch Mittel, die vor Gott und der Obrigkeit zu verantworten sind, zurückbehalten. Ich werde mich hier nicht melieren, sondern einen jeglichen Hirten in und mit seiner Herde schalten und walten lassen. Indessen sprach doch jener Bernische Prediger zu seinem Nachbarn: Bruder, gib deinen Schäflein gute Speise, so werden sie nicht auf eine andere Weide laufen. Sonst kom-

[32] Wach (wie Anm. 26) 195.
[33] Wach (wie Anm. 26) 195f.

men bisweilen an Sonntagen auch einige Leutlein aus anderen Dörfern zu mir ins Pfarrhaus, mit welchen ich vorher wegen meinem Aufenthalt in Bubendorf, Sissach und Diegten etc. bekannt geworden. Dies geschieht aber erst nach den Morgenpredigten und Kinderlehren; da ja den Bauern erlaubt wird, zu gehen wo sie wollen, und da man ihnen auch nicht verwehrt auf den Kegelplatz und in die Wirthshäuser sich zu begeben. Wollte man ihnen nun eine Visite bei mir übel nehmen, so käme es gar zu verbünstig [= missgünstig], stiefbrüderlich und antichristlich heraus. Doch werde ich, wenn ein Pfarrer auch dies Verbot seinen Leuten machen will und kann, auch desswegen keinen Krieg anheben. Wer aber zu mir kommt zu unverbotener Zeit, den kann und darf ich auch nicht hinausstossen. Ich werde den Leuten niemalen nichts präjudizierliches gegen die Obrigkeit oder Kirch oder Predigtamt beibringen, sondern sie treulich zu christlicher Condeszendenz [= Nachgiebigkeit] vermahnen. Das weiss mein Gott.

Sonst aber haben dergleichen Leute auch nicht immer Gelegenheit mit mir zu sprechen. Denn ich gehe meistens nach der Kinderlehre in meinen Gemeinden herum und halte in zehn oder zwölf Häusern Visitation. Da ich denn etwa in dem letzten oder einem andern grossen Haus eine Vermahnung zu christlicher Lehre und Leben an die gutwillig Anwesenden – denn auch hier wird niemand forciert – halte, und mithin ganz satt und matt nach Hause kehre. Dies ist meine Conduite, würdiger Herr. Nun werden Sie meinen Verkläger und dessen Anbringen gegen mich schon an den gehörigen Ort zu rangieren wissen. Einmal, Gott sei Lob, mein Gewissen beisst mich nicht. Und ich hoffe zu allen Zeiten im Stande zu sein, von meinem hiesigen Betragen Red und Antwort zu geben. Wozu der liebe Heiland Jesus Christus mir immer mehr seine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung mittheilen wolle.

Im folgenden befasst sich Annoni näher mit der Intrige, die der Landvogt mit seinem Vetter, dem Wirt und mit Pfarrer Ramspeck von Läufelfingen gegen ihn angezettelt hatten.

1742 gab ein weiterer «innerer Protest» Annonis dem Landvogt Gelegenheit zur Klage. Er liess nämlich im Kirchengebet die vorgeschriebenen obrigkeitlichen Titel «ehrsam und weise» weg. Zu seiner Rechtfertigung schrieb er – ich benutze die Zusammenfassung Riggenbachs –, die übertriebenen Titulaturen gehörten zur Torheit und Eitelkeit der Welt und seien im Gebet vollends unanständig. Das Beten sei eine Supplication bei Gott, der wahren Obrigkeit. Da seien diejenigen,

für welche man bete, nichts als Supplicanten und arme Sünder, die im Namen Jesu ihre Knie zu beugen, sich in den Staub zu legen und Gott allein die Ehre zu geben hätten. Je demütiger man bete, desto erhörlicher sei es. Er wolle sonst gerne der Obrigkeit alle Ehre geben, auch sei aus seiner Schule noch kein Rebell hervorgegangen. Im Gebet aber möge man ihm die Freiheit lassen, die man auch den französischen Pfarrern in Basel gewähre.

Hier springt die Demokratisierungs- und Liberalisierungstendenz des Pietismus in die Augen. Annonis Widerstand hatte sich deutlich versteift. Dabei hatte er sich eine weitere Freiheit genommen, die auf derselben Linie lag, nämlich «das aus dem Kopf Beten» anstelle des rituell fixierten liturgischen Gebets. Ein Ratsmandat von 1754 verbot denn auch, besonders in den sonst tolerierten Privatversammlungen, samt dem Lehren und Schriftauslegen durch Laien, ausdrücklich das für einen Pietisten selbstverständliche gänzlich unritualistische freie Reden mit Gott.

Annoni blieb indessen bei seiner Gewohnheit, auch als er Pfarrer in Muttenz wurde. Als die Behörde ihn deswegen erneut zur Rede stellte, erwiderte er unter anderm:

> Gewisslich, das so steife Attachement an alte Gewohnheiten und Menschensatzungen, und das so leichtsinnige Voltigieren entweder über die Gewissen der Menschen oder über die hlg. Gebote Jesu Christi und über die so klaren apostolischen Kirchenordnungen ist die Hauptquelle des heutigen Separatismus. Soll diesem gründlich gesteuert werden, so müsste man aller Orten manch Neu-altes abschaffen und an dessen Stelle das Uralte wieder einführen. Zaudert man hierinnen, so wird der Herr selbst kommen und seine Tenne fegen, und wer weiss, wie nah er ist!

Deutlich formuliert Annoni hier nochmals die Grundanliegen des Pietismus: Protest gegen Formalismus und Traditionalismus der Gegenwart, gegen die Vorherrschaft rein funktionaler Normen im Ritus zuungunsten der intentionalen individual-ethischen Verhaltensnormen des Gewissens, verbunden mit der Forderung nach Erneuerung jenes historischen Umsturzes der biologischen Weltordnung, welcher die Urzeit des Christentums begründet hatte. Annoni selber schafft bereits an dieser Stelle Neu-Altes ab und führt Uraltes, Urzeitliches wieder ein, wenn er sagt: «Zaudert man hierinnen, so wird der Herr selbst kommen und seine Tenne fegen, und wer weiss, wie nah er ist!» Das ist nichts Geringeres als die Reaktualisierung der urchristlichen Endnaherwartung, der im Neuen Testament wohlbezeugten eschatolo-

gischen Hoffnung auf die Parusie Christi noch in der gegenwärtigen Generation.

> Zum Schluss gebe ich noch einmal Riggenbach das Wort. Er sagt[34]: Was er sein Leben lang vertheidigte, das war das Recht der Christen zu besondern kleinen Versammlungen nach Speners Weise. Manche schalten ihn einen Singularisten, aber das focht ihn wenig an. «Ich habe das Glück», schrieb er den 12. Nov. 1753, «dass der Teufel bald alle Monate, wo nicht alle Wochen eine Lästerung über mich aussprengt.» Den Vorwurf, dass durch die Erbauung in kleinen Kreisen eine besondere Religion gestiftet werde, lässt er nicht gelten. «Das war auch bei den Prophetenkindern in Israel nicht der Fall. Zunftbrüder oder Glieder einer bestimmten Gesellschaft bilden darum keine besondere Republik. Es kann ja wohl geschehen, dass einzelne mehr für ihre Partei, als für den allgemeinen Heiland werben, Sektiererei stiften und darauf dringen, Beruf, Ehstand, Vaterland zu verlassen. Dem muss man Einhalt thun. Aber nur im eigentlichen Notfall ist der Obrigkeit Anzeige zu machen, sonst soll man im Gebrauch der Mittel piano gehen, und am meisten bei den eigenen Leuten darauf dringen, dass sie nicht beim Wissen, Schwätzen, Zusammenlaufen, Singen, geistlichen Neuigkeiten und Bildern stehen bleiben, sondern mit allem Fleiss ins rechtschaffene Wesen eindringen.»

Annonis weitere Bemühungen kann ich nur streifen, Bemühungen um die innere und die äussere Mission oder seine Gründung der «Gesellschaft guter Freunde» im Jahre 1756, welche das Programm der Christentumsgesellschaft vorwegnahm. Leider kann ich hierauf ebensowenig mehr eingehen wie auf die zahllosen Gedichte und Lieder Annonis, die ihn von einer mehr naiven, aber nichtsdestoweniger liebenswerten Seite zeigen.

Gründer der Christentumsgesellschaft, der wir uns nun zuwenden, war ein Deutscher: Johann August Urlsperger, der von 1728 bis 1806 lebte. Erich Beyreuther orientiert folgendermassen über ihn[35]:

> Evangelischer Theologe, geboren in Augsburg, studierte in Tübingen und Halle, Zentren einer Leibniz-Wolffschen Methode, mit deren Hilfe man Deismus und Naturalismus bekämpfte. Urlsperger wurde hier zum Apologeten. 1755 erwog er bereits die Gründung

---

[34] Riggenbach (wie Anm. 30a) 41.
[35] ³RGG (wie Anm. 10) VI 1194 s.v. Urlsperger, Johann August.

einer apologetischen Gesellschaft. Seit 1756 war er Geistlicher in Augsburg, 1772–76 Senior. Urlsperger verteidigte unermüdlich das altkirchliche Trinitätsdogma unter Hereinnahme mystisch-spiritualistisch-theosophisch-kabbalistischer, später auch chiliastisch-apokalyptischer Elemente. 1780 gelang ihm durch Reisen (Deutschland, Schweiz, Holland, England) und Briefwechsel die Gründung der Deutschen Christentumsgesellschaft, in der er bald die Führung einbüsste. Eine tiefe Tragik überschattete seinen unruhevollen Lebensabend mit dem vergeblichen Bemühen, eine apologetische Zentrale bzw. Schule zu gründen.

Es ist für Basel typisch, dass gerade diese allerletzte Reisestation Urlspergers auf dessen Anregungen anfänglich einging, dann aber die geplante Propagandazentrale für dogmatische Spiegelfechtereien zu einem Réduit des praktischen Christentums umformte, dessen Hüter und Sachwalter nach einer gewissen Zeit der inneren Sammlung und besonnenen Zurüstung Angriff auf Angriff in ein säkularisiertes Europa, ja in andere Kontinente hineintrugen. Dieser Gestaltwandel lässt sich nicht nur als Nachwirkung Annonis erklären. Doch sollen zunächst die Tatsachen sprechen.

1780 wird die Gesellschaft gegründet. 1781 tritt eine Partikulargesellschaft in Nürnberg bei, 1782 folgen Stuttgart, Frankfurt, Tübingen, Solingen, Stendal, Magdeburg, Kaiserslautern und Strassburg, 1783 Osnabrück, Ravensburg, Stettin, Ostfriesland, Köthen, 1784 Flensburg, Halberstadt, Dresden und Amsterdam. Die Schweiz folgte nur zögernd und bedächtig, so zunächst nur Bern und Winterthur. Erst in den neunziger Jahren entwickelte sich eine dauernde Korrespondenz mit Freunden in Zürich, Schaffhausen und St. Gallen. Auf eine Periode rapider Ausbreitung folgte ein Stillstand, eine scheinbare Stagnation, die aber der Konsolidierung diente und während der sich der erwähnte Gestaltwandel der Gesellschaft vorbereitete. Erst mit dem Eintritt der Sekretäre Steinkopf und Spittler begann die Gesellschaft nicht nur nominell, sondern auch faktisch zu expandieren. Steinkopf wirkte von 1795 bis 1801. Er war der spätere geniale Organisator der interkontinentalen Bibelgesellschaften (Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, Württembergische Bibelgesellschaft). Steinkopf zog sich übrigens bezeichnenderweise 1826 auf die Gemeindearbeit zurück, als 1824 die Arbeit in der British and Foreign Bible Society durch die Forderung der Schotten behindert wurde, es dürften mit den in Schottland gesammelten Gaben keine Bibeln mit Apokryphen gedruckt und verbreitet werden; auch dürften damit keine

Bibelgesellschaften unterstützt werden, welche Bibeln mit Apoktyphen herstellten[36]. Christian Friedrich Spittler, ein schwäbischer Pietist, trat 1801 im Alter von neunzehn Jahren in den Dienst der Gesellschaft. Neben ihm wirkte – ich zitiere Beyreuther[37] –

> der Grossvater Jakob Burckhardts, der Pfarrer Petrinus Joh. Rud. Burckhardt, ein d'Annoni-Schüler, reformierter Biblizist, ein Mann ausgedehnter geschichtlicher Kenntnisse, gereiften Urteils, von unbestechlicher Menschenkenntnis, aufgeschlossen für alle Wandlungen, eine kirchliche Autorität in der Schweiz. Neben ihm stehen andere Theologen, Glieder eines weltmännischen Basler Patriziats, nüchterne Pietisten und bewusste Männer der Kirche.

1804 gründet Spittler die Basler Bibelgesellschaft, bald darauf einen Traktatverein, der später unter dem Namen «Verein zur Verbreitung geistlicher Schriften» neu organisiert wurde und nach Gubler[38] vielleicht als die Wiege des evangelischen Buchhandels in der Schweiz betrachtet werden darf. Nun folgt Angriff auf Angriff aus dem Réduit. 1815 wird die Evangelische Missionsgesellschaft gegründet; diese nimmt 1826 die Arbeit in Ghana auf, 1834 in Indien, 1846 in der Kantonprovinz, 1886 in Kamerun, 1925 in Westborneo. 1820 erfolgt die Gründung der Erziehungsanstalt in Beuggen, 1826 die eines Vereins zur Erziehung von griechischen Kindern, die aus der türkischen Sklaverei losgekauft worden waren. 1830 wird der Verein der Freunde Israels für Judenmission gegründet, 1833 die Taubstummenanstalt, 1840 die Pilgermission St. Chrischona; 1845 begründet Spittler zusammen mit Anna-Elisabeth Burckhardt-Vischer das Kinderspital, 1852 die Diakonissenanstalt Riehen, 1859 die Stadtmission und den Protestantisch-kirchlichen Hilfsverein, 1864 schliesslich das Christliche Vereinshaus am Nadelberg, dessen Nachfolger, das Christian-Friedrich-Spittler-Haus an der Socinstrasse, vor wenigen Jahren eingeweiht worden ist. «O du Spittler, was fängst du noch alles an!» schrieb ihm einer seiner Freunde[39]. Die Gründung der Mission be-

---

[36] H. Quiring in ³RGG (wie Anm. 10) VI 351 s. v. Steinkopf; R. Steiner in ³RGG I 1158 s. v. Bibelgesellschaften.

[37] Erich Beyreuther, Neue Forschungen zur Geschichte der Deutschen Christentumsgesellschaft: Theol. Literaturzeitung 81 (1956) 356.

[38] Jakob Gubler, Kirche und Pietismus. Ein Gang durch die neuere evangelische Kirchengeschichte der Schweiz (St. Gallen 1959) 161.

[39] G. A. Wanner, O du Spittler, was fängst du noch alles an! Basler Nachrichten 25./26. Januar 1964, Basel.

deutete das Ende der Christentumsgesellschaft, 1833 wurde das letzte Protokoll verfasst. Die Zeitschrift der Gesellschaft erschien aber noch bis 1912 und konnte damit auf einhundertsiebenundzwanzig Jahrgänge zurückblicken. Die Tochtergesellschaften und -institutionen sind aber alle noch – mit einigen Ausnahmen – lebendig und prägen das geistige Antlitz Basels.

Wir wollen nun anhand gedruckter Quellen in den Geist eindringen, der die Anfänge der Christentumsgesellschaft beseelte. Es handelt sich um die 1783, also drei Jahre nach der Gesellschaftsgründung, zum erstenmal erschienene Monatsschrift (vgl. Anm. 16). Wir vergleichen die erste Nummer des ersten mit der ersten Nummer des vierten Jahrganges; die letztere schlägt bereits wesentlich andere Töne an als die erstere und kündigt jene Wendung ins klassisch Baslerische an, die ich als Wohlabgewogenheit von Kraft und Form bezeichnet habe.

Der Titel der Zeitschrift lautet: Auszüge aus dem Briefwechsel der Deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit. Der Titel «Deutsche Christentumsgesellschaft» stammte aus dem Volksmund. Der offizielle Titel verrät den Einfluss Urlspergers mit seinem Nachdruck auf der Reinheit der Lehre und ihrem Wahrheitsgehalt, während das tätige Befördern eher Sache des pragmatisch gerichteten baslerischen Pietismus ist.

Seite 2 trägt das Motto 1. Kor. 2,2: Ich hielte mich nicht dafür, dass ich etwas wüsste unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Dieses paulinische Wort dient offensichtlich als Schlachtruf, der sich gegen die Neologie der vernünftigen Orthodoxie richtet. Er führt zurück an den Anfang und ins Zentrum christlicher Urzeit.

Die Vorrede auf den Seiten 3ff. lautet:

> Schon längst erkannte man den Nutzen, den eine Vereinigung mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen Zweck verschafft. Daher entstund eine Menge gelehrter Gesellschaften, die den Flor der Wissenschaften durch gemeinschaftliche Arbeit zu befördern suchen. Auch Religionsgesellschaften zur Beförderung des Christenthums sah man seit geraumer Zeit in Schweden, und besonders in Engelland mit grossem Segen blühen.

Diese traditionalistische captatio benevolentiae («Andere tun das auch») darf man wohl als ein für den Lokalgeist typisches understate-

ment bezeichnen. Typisch pietistisch ist die Fortsetzung mit ihrem Rückgriff auf die Zeit Jesu und der Apostel:

> Und es ist wirklich dem Sinne Jesu Christi und seiner Apostel gemäss, dass Christen, durch brüderliche Liebe verbunden, und durch Einen Geist regiert, ein Ganzes ausmachen sollen (1. Kor. 12), wo jeder mit den empfangenen Gaben dem andern dienet, und sie alle mit vereinigten Kräften ihre eigene und anderer Seligkeit zu befördern trachten. Besonders kann eine solche Verbindung von grossem Nutzen seyn, wo die reine göttliche Wahrheit anfängt verfälschet, und mit Menschenlehren verwechselt zu werden; wo man eigene Gerechtigkeit und bloss natürliche Ehrbarkeit an die Stelle des lebendigen Glaubens und wahrer Gottseligkeit setzt; wo man sich des Bekenntnisses des Evangeliums von Jesu Christo schämet, und die Grundwahrheiten desselben als Ärgernis und Torheit betrachtet.

Erneut polemisiert der Verfasser gegen die neologischen Schlagworte Moral und Tugend; was er ihnen entgegensetzt, ist aber nicht mehr Urlspergers «reine Lehre», sondern den «lebendigen Glauben». Dieser typisch pietistische Gestaltwandel verrät den Dynamismus des echten Pietisten, dem die Lebendigkeit des Inhalts mehr bedeutet als die Reinheit der Form. Urlsperger verkörpert die intellektualistische Tendenz zur reinen Intention, den fanatischen Willen zur Wahrheit, der die funktionale Seite der Religion, ihre Unterschichtlichkeit, ihren biologischen Charakter vollständig verkennt und deshalb verachtet. Diese Haltung führt, wenn sie konsequent eingehalten wird, immer wieder dazu, dass in den oberen Stockwerken, sublim und fern dem profanen vulgus, in geistreichem Spiel mit dem Sphärenklang unverbindlicher Intentionen musiziert wird, während gleichzeitig unten im Keller die intentional ungerichteten rein funktionalen Instinkte der Religion sich austoben. Die Belege dafür füllen seit einigen Jahrzehnten unsere Zeitungsspalten. Demgegenüber hat es der baslerische Pietismus verstanden, die Achtung vor der intentionalen Wahrheit mit der Anerkennung der funktionalen Wirklichkeit zu verbinden und den geschichtlichen Auftrag des Christentums, den Umsturz der biologischen Weltordnung, mit dem Gesetz dieser Weltordnung, dem Recht des Stärkeren, zu versöhnen. Es ist ausserordentlich reizvoll zu sehen, wie in zäher Auseinandersetzung innerhalb der Christentumsgesellschaft der pietistische Idealismus Urlspergers im Laufe weniger Jahre dem – man möchte fast sagen – kaufmännisch pragmatisch gerichteten Pietismus baslerischer Prägung mit seinem für den genius loci bezeichnenden Spürsinn für das Mögliche vollständig weichen muss.

Die Vorrede befasst sich des Weiteren mit dem Werdegang der Gesellschaft. Von Interesse ist folgendes[40]:

> Man errichtete einen Engern Ausschuss, der sich nun in dem Anfange jedes Monats versammelt, die eingelangenen [sic] Briefe und Aufsätze liest, über wichtige Wahrheiten sich bespricht, andere nöthige Dinge besorgt, und alles merkwürdige der Session den übrigen Mitgliedern in einem Protokolle mittheilt.

Nach Aufzählung der korrespondierenden Gesellschaften heisst es[41]:

> Alle diese Partikulargesellschaften haben eben dieselbe Einrichtung, Absicht und Arbeiten, wie die in Basel. Sie stehen in gewisser Art alle miteinander in Verbindung, und sehen gegenwärtig Basel als ihren Mittelpunkt an, wohin sie ihre Berichte und Protokolle schikken, und von wo aus die Hauptsache aller dieser Protokolle und Berichte in einem Hauptprotokoll allen Partikulargesellschaften mitgetheilt wird.

Wie man sieht, darf der baslerische Pietismus – wie übrigens schon Annoni – für sich in Anspruch nehmen, die Wichtigkeit der ökumenischen Arbeit erkannt zu haben, lange bevor die Orthodoxie oder gar das Papsttum sie entdeckte[42]. Dies gilt übrigens auch für die Mission. In jeder Beziehung profitieren die Dogmatiker unter den modernen Theologen von den Früchten der Arbeit des von der Theologie im allgemeinen nicht immer glimpflich behandelten Pietismus. – Die Vorrede fährt fort[43]:

> Weit entfernt von aller unlauteren Absicht, von allem sektirischen Wesen, von aller Neuerungssucht, ist bey dieser Gesellschaft der einzige, von den würdigsten Mitgliedern so oft eingeschärfte Zweck, dieser – sich selbst untereinander in der erkannten reinen evangelischen Wahrheit immer mehr zu gründen, gegen allen Unglauben und Aberglauben zu verwalten, und zu einem thätigen und standhaften Christenthum aufzumuntern.

Hinter den «würdigsten Mitgliedern» verbirgt sich natürlich Urlsperger selber; denn der Rest der Definition erschöpft sich in polemischen

---

[40] Auszüge (wie Anm. 16) I, 5.

[41] Auszüge (wie Anm. 16) I, 5f.

[42] Bezeichnenderweise stammte Nathan Söderblom, der Schöpfer der modernen ökumenischen Bewegung, aus einem pietistischen Elternhaus. – Vgl. Ernst Benz, Nathan Söderblom zum 100jährigen Geburtstag am 15. Januar 1966: Zs. für Religions- und Geistesgeschichte 18 (1966) 97–107.

[43] Auszüge (wie Anm. 16) I, 6.

Ausführungen über die bereits bekannten Urlspergerschen Schlagworte. Hierauf folgt eine typologische Inhaltsangabe, aus der ich einige Punkte entnehme, die echt pietistische Anliegen verraten[44]:

> 4) Interessante Neuigkeiten, welche die Ausbreitung und Schicksale des Reichs Christi betreffen. 5) Lebensläufe, einzelne merkwürdige Begebenheiten, Gebetserhörungen und letzte Lebensstunden begnadigter Kinder Gottes. 6) Verhängnisse gerechter Gerichte Gottes über rückfällige oder andere in der Ruchlosigkeit verstockte Menschen. 7) Empfehlungen guter, und Warnungen vor schädlichen Schriften.

Man erinnert sich vielleicht an die von mir pietistisch genannten Fragen in der Zürcher Visitationsordnung. In der zitierten Aufzählung wird die Wechselbeziehung zwischen dem Pietisten und seinem Gott sichtbar. Sie ist ausserordentlich dynamisch. Die Dynamik Gottes, soweit sie aus eigenem Antrieb erscheint, ist unberechenbar. Insofern sie Antwort ist auf menschliches Wirken im persönlichen Gebet zu Gott, wird sie bis zu einem gewissen Grad berechenbar, ja manipulierbar; sie nimmt magischen Charakter an. Ein Beispiel dafür wird noch folgen. Die Wirksamkeit Gottes ist jederzeit ablesbar in der Biographie des Pietisten; was sonst mit dem Wort Schicksal oder Zufall bezeichnet wird, versteht der Pietist als unmittelbare Führung Gottes durch das Leben. Für ihn ist «der Zufall das Majestätsreservat des lebendigen Gottes»[45]. Urzeitliches Geschehen verlebendigt sich für den Pietisten aber nicht nur im Alltag, sondern auch in der Weltgeschichte, wo er – wie der Pietismus Bengels – den Finger Gottes jederzeit nachzuweisen imstande ist. Im Pietismus wird die Immanenz förmlich durchglüht von der Transzendenz.

Die Weltordnung des Klerikalisten dagegen ist ungeheuer statisch und sicher. Der Wirkbereich Gottes ist von demjenigen des Menschen sauber abgegrenzt. Man hält sich die tremenda majestas in sicherer und unschädlicher Entfernung. Der Pietist erkennt die alte Wahrheit, dass Gott ohne Menschen sterben muss, d.h. dass die Betonung der Distanz die Kraft religiösen Lebens schwinden lässt. Aber die Gefahr, der der Pietist seinerseits zu erliegen droht, ist nicht geringer: die Humanisierung Gottes identifiziert ihn mit dem Menschlichen, Allzu-Menschlichen: c'est le ridicule qui tue. Beginnt der Pietist gar die richtende und rächende Hand Gottes im Leben seiner Gegner nach-

---

[44] Auszüge (wie Anm. 16) I, 7.
[45] Tholuck bei Schniewind (wie Anm. 14) 113.

zuweisen, so ist die letzte Spur evangelischer Intention geschwunden und der Fromme das besinnungslose Opfer der religiösen Funktion geworden: des Instinkts der brutalen Aggressivität und des oft nur noch notdürftig getarnten reinen Willens zur Macht. Dieses Kapitel des Pietismus ist bedauerlicherweise nicht gering an Umfang; es ist eines der unerfreulichsten und hat auch im Basler Pietismus nicht gefehlt, wie der oben zitierte Punkt 6) beweist. Doch wäre ein Kirchenhistoriker der letzte, der das Recht hätte, deswegen den ersten Stein zu werfen.

Der erste Artikel, der auf die Vorrede folgt, ist betitelt: Unentbehrliche Einschärfung der Wichtigkeit des Lehramtes[46]. Es geht darin vor allem um Polemik im Sinne Urlspergers gegen die neologischen Kollegen. Hierauf folgen ein Artikel Wider die Todesfurcht[47], einer Wider die Verfälschung des Wortes Gottes[48], hierauf Nachrichten von dem Gange des Christenthums in mehreren Gegenden[49], ein Artikel Etwas von einzelen Christen[50], ein Aufsatz Bekehrung eines Jünglings, der den Busskampf in typisch Franckescher Manier eines Theologiestudenten schildert und ganz die Urlspergersche Geistigkeit widerspiegelt[51]. Die darauffolgende Arbeit Gebetserhörungen befasst sich mit dem Thema der nichterhörten Gebete und bringt ein hübsches charakteristisches Beispiel[52]. Ein Bruder hatte jahrelang für die Bekehrung seines verheirateten Sohnes gebetet[53]:

> Es wollte sich aber zu einer solchen Frucht der Gerechtigkeit nach mehreren Geduldsjahren so gar keine Hoffnung zeigen, dass vielmehr der Sohn auf die Gebote Gottes und die Ermahnungen seines Vaters immer weniger achtete, und zuletzt sich eines öffentlichen Verbrechens schuldig machte, wodurch er in Gefahr kam, nicht nur nach den Gesetzen zu einer Leibesstrafe verurtheilt zu werden, sondern auch seine Ehre und seine Reputation zu verlieren. Er kam, suchte bey den Brüdern Trost, und fragte diejenigen, die der Rechte kundig waren, um Rath, wie ers anzugreifen hätte, dass sein Sohn auf eine solche Weise abgestraft würde, die keine Schande nach sich zöge. Zugleich klagte er auch sich selber an, wie er bey nahe

---

[46] Auszüge (wie Anm. 16) I, 16ff.
[47] Auszüge (wie Anm. 16) I, 21.
[48] Auszüge (wie Anm. 16) I, 22f.
[49] Auszüge (wie Anm. 16) I, 23ff.
[50] Auszüge (wie Anm. 16) I, 26f.
[51] Auszüge (wie Anm. 16) I, 28ff.
[52] Auszüge (wie Anm. 16) I, 30ff.
[53] Auszüge (wie Anm. 16) I, 33f.

nimmer glauben könne, dass der Menschen Gebet von Gott erhöret werde, da er nun selber die traurige Erfahrung habe, dass all sein Flehen um die Bekehrung seines Sohnes vergeblich gewesen sey. O nein! sagten wir ihm; er hat gewiss nicht umsonst gebetet. Allem Ansehn nach ist das der Weg zur Erfüllung seiner Bitte. Nur fehlt es bey ihm, dass ers nicht dafür erkennen, und Gott an Ausführung seiner heilsamen Absicht hindern will... Bet' er fort, und nehm' er an der Sünde und Strafe seines Sohnes einen bussfertigen Antheil.

Im weiteren Verlauf der Diskussion kommt dem Bruder zu Sinn[54],

er habe seinen Sohn einmal ernstlich bedrohet, dass, wenn er so fortfahre, ein göttliches Gericht über ihn ausbrechen werde. Als nun einer von den anwesenden Brüdern hierauf erwiderte: da sieht er ja, dass Gott sein Gebet erhöret hat; denn; was ein Gläubiger vor Gott im Geist und in der Wahrheit ausspricht, das ist nach Jak. 5,17 ein Gebet: – so konnt' ers nicht gleich fassen. Eine Weile hernach aber, da er sich darüber besonnen hatte, sagte er, es möge etwas daran sein, dass diese im Eifer ausgesprochene Rede den Ausbruch des Gerichts befördert habe. Ein solches Gericht aber wie das gegenwärtige, habe er nicht darunter verstanden, sondern die Meynung dabey gehabt, dass Gott seinen Sohn etwa durch eine schwere Krankheit demüthigen möchte. So, so, bekam er zur Antwort; deswegen ist er also unzufrieden, dass die Sache anders gegangen ist als er gewollt hat. Darunter musste er sich beugen, und bekennen, dass er, leider! von der ersten Kindersünde, dem Eigenwillen, noch nicht los sey.

Auf diesen Artikel folgt eine Reihe Briefe eines pietistischen Proselyten, die die Zeit ihrer Entstehung – neun Jahre nach Erscheinen der Leiden des jungen Werther – nicht verleugnen[55]. Sie bieten ein markantes Beispiel für die potentielle kultische Verarmung, welche dem Pietismus droht, wenn die eigene Seele Kultplatz wird.

Der Generalstab unseres pietistischen Häufleins wusste aber um die Gefahren des hausbackenen Behagens in der kleinbürgerlichen Idylle, Gefahren, denen einfache Gläubige immer wieder erlegen sind. Die Bankiers, Fabrikherren und Handelsleute kannten die Wirklichkeit der Welt genau, in der sich die Wahrheit des Evangeliums zu bewähren hatte. Nüchternheit und Besonnenheit kennzeichnen die erste Nummer des vierten Jahrgangs. Ein neuer, unverkennbar baslerischer Ton er-

[54] Auszüge (wie Anm. 16) I, 35.
[55] Auszüge (wie Anm. 16) I, 40ff.

klingt schon im veränderten Titel. Die Zeitschrift heisst jetzt ganz unprätentiös: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Urlsperger hatte sich dieser Änderung wie auch der Änderung des Gesellschaftstitels entschieden widersetzt. Vergeblich. Der Kaufmann mit seinem Sinn für die Realität siegte über den Intellektuellen mit seiner Forderung nach dem Wahren. Die Änderung wird in der Vorrede überaus diplomatisch, aber entschieden begründet. Dann heisst es[56]:

> In den Erzählungen und Nachrichten hat man sich überall beflissen, nur solche zu liefern, deren Gewissheit erweislich ist. Die auffallendern Begebenheiten hat man um so genauer geprüft, damit man sich keinen gerechten Vorwürfen aussetze. Übersteigt aber diese oder jene Erzählung das Glaubensmaass unserer Zeit; so könnte man sich doch deswegen nicht für verpflichtet halten, richtige Thatsachen zu unterdrücken; da überdies die Sammler lebhaft überzeugt sind, dass Jesus Christus gestern und heute und in Ewigkeit ebenderselbe ist und bleibt; dass der Vater im Himmel nach der Schöpfung nicht aufgehört hat zu wirken, sondern immerfort wirket; so wie auch der Sohn; ob er es schon für gut findet, seine Hand zu einer Zeit sichtbarer werden zu lassen, als zur andern.

Diese Abneigung gegen methodische par-force-Touren ist wie der strenge Kritizismus und der gegenläufige Wille zur Anerkennung der Mächte des Irrationalen doch charakteristisch für Basel. Dieser Geist der Freiheit offenbart sich auch in einem Artikel, der sich offenkundig gegen die von Urlsperger gutgeheissene Franckesche Forderung nach einem Busskampf als Voraussetzung der gültigen Bekehrung richtet. Anhand einer Schilderung der differenzierten Heilmethoden Jesu postuliert er denselben Reichtum individueller Weisen der Gotteserfahrung für die Bekehrung[57]:

> Mit einigen Seelen geht es bey der Zurechtbringung ganz still her; mit andern aber sehr merkbar und aufsehensvoll. Bey einigen werden ganz gesetzliche und heftige Empfindungen gebraucht; bey anderen nur die lieblichsten evangelischen Lockungen. Einige werden mit einem Male kräftig gezogen; andere nach und nach. Einige kommen bald zur Versicherung der Gnade; andere langsam. Einige haben grosse Freudigkeit; andere bleiben immerfort noch schüchtern, usf.

---

[56] Sammlungen (wie Anm. 16) (Basel 1786) 2.
[57] Sammlungen (wie Anm. 16) (1786) 14.

In geradezu dialektischer Art wird Gläubigen auf die Finger geklopft, welche die Weise ihrer Bekehrung gerne für allgemeinverbindlich erklären möchten[58]:

> Nach erlangter Genesung der Leiblichkranken wird wohl schwerlich der eine die erlangte Gesundheit der andern im Verdacht gehabt haben wenn es gleich in der äusseren Behandlungsart mit dem einen nicht gerad so zugegangen wäre, wie mit dem andern. Der Blindgeborene wird nach seiner Genesung dem sehend gewordenen Bartimäus nie den Vorwurf gemacht haben: Ich zweifle, dass es mit deinem Gesichte seine Richtigkeit habe: denn du hast ja keinen Koth auf den Augen gehabt – – Warum sollen denn Gläubige nicht eben so billig in Beurtheilung über und miteinander verfahren?

Der Geist der Toleranz hat gesiegt. Wer weiss schon noch in Basel, wer Urlsperger gewesen ist? Der Neubau des Christian-Friedrich-Spittler-Hauses beweist die ungebrochene Vitalität baslerisch-pietistischer Tradition. Wenn es dieser auch mehr darum geht, «ein *rechter* Mensch zu werden»[59], so wird doch auch der Humanist, sofern es das ganze Basel betrifft, mit der entsprechenden Betonung einstimmen in den Ruf jenes frommen Württembergers: «Da musst du hin, um ein rechter *Mensch* zu werden!»[60]

Zum Schluss wollen wir uns noch mit dem Urteil des Theologen über den Pietismus befassen. M. Schmidt sagt[61]:

> Der Pietismus ist kirchengeschichtlich der grösste, tiefste und umfassendste Versuch, das Urchristentum in der Gegenwart wiederherzustellen. Darum ist er bis heute als unmittelbares Vorbild lebendig geblieben... In der Geschichte des Christentums bleiben dem Pietismus folgende wesentlichen Verdienste: a) Er hat die Selbstverständlichkeit des gewohnheitsmässigen Christseins aus Tradition aufgelöst und den Ernst der persönlichen Entscheidung wiederhergestellt. Damit ist er in der Sache und in der Form dem modernen Freiheitsbewusstsein der Menschheit entgegengekommen. – b) Gegenüber dem artverwandten mystischen Spiritualismus hat er die Entstehung eines «Christentums gegen (bzw. ohne) die Kirche» verhindert und die Ablehnung der gemeinschaftsgebundenen Form wie des Institutionalismus in die christentumslose Freireligiosität verwiesen[62].

[58] Sammlungen (wie Anm. 16) (1786) 16.
[59] Nachweis bei Hartmann (wie Anm. 1) 5, Anm. 1.
[60] s. Anm. 59. [61] ³RGG (wie Anm. 10) V 372. 378.
[62] Leider wird nicht recht klar, was Schmidt unter «christentumsloser Freireligiosität» versteht.

c) Er hat – schärfer und behutsamer als alle Vorgänger – das Urchristentum als exemplarische Möglichkeit für die Gegenwart wieder aufgerichtet. Es bleibt seine Grenze und seine Tragik, dass er all das nur um den Preis einer grundsätzlichen Abänderung oder Preisgabe notwendiger christlicher Grunddaten vermochte. Bei seiner Orientierung war es unvermeidlich, dass die Frage nach dem neuen Menschen, der neuen Gemeinde und der neuen Welt die Frage nach Gott selbst verdunkelte. So gilt gegen ihn Kierkegaards Wort: Gottes bedürfen, ist des Menschen höchste Vollkommenheit.

Schmidts Argumentation scheint bestechend, aber sie enthält eine Gedankenverschiebung, die das Resultat in Frage stellt. Kierkegaard spricht vom Bedürfnis nach Gott, Schmidt spricht von der Frage nach Gott. Die Gedankenverschiebung besteht darin, des Menschen Bedürfnis nach Gott mit dem theologischen Bedürfnis der Frage nach Gott stillschweigend zu identifizieren. Auf diese Weise wird Kierkegaard zum Fürsprecher der Theologie; das heisst aber die Tatsachen auf den Kopf stellen. Das Bedürfnis nach Gott ist niemals identisch mit dem Bedürfnis der Frage nach Gott und schon gar nicht mit dem Bedürfnis nach Wissen um oder von Gott und nach Lehren dieses Wissens. Diese letzteren Bedürfnisse sind vielleicht die höchste Vollkommenheit des Theologen, aber nicht des Menschen. Der Pietismus hat begriffen, dass am Anfang aller Religion nicht die Sprache steht, sondern die Erfahrung, und dass Theologie als rationale Bewältigung dieser Erfahrung immer nur sekundär sein kann. Wenn Schmidt Dogmatik als «notwendiges christliches Grunddatum» bezeichnet, so ist dies einfach pro domo gesprochen. Dem Pietismus fehlt es an Interesse für die komplizierte Architektur theologischer Dogmatik. Ihm dies als Mangel anzukreiden, hiesse einer Frau ihre Weiblichkeit zum Vorwurf machen. Schliesslich kann auch der Pietist ein Wörtchen mitreden von der Grenze und der Tragik theologischen Forschens, zumal wenn er den dogmatischen Aufwand vergleicht mit dem Ertrag der Seelsorge und der Verkündigung. Allerdings hat ein echter Pietist keine Zeit dazu. Er zieht es mit Blumhardt vor, anstatt mit Menschen über Gott, mit Gott über Menschen zu reden. Und sollte einem Humanisten dieser Satz peinlich sein, so muss er ihn goutieren, wenn ich ihn in die Sprache übersetze, in der ein Humanist allemal auch das Anstössige und das Unanständige zu goutieren weiss. Der Satz heisst dann: Verba docent, exempla trahunt.